

en lassen, der Vorstand ist hier, wir bekommen sehr viel Unterstützung aus Deutschland, einer unserer Hauptpartner sitzt in Oberfranken, und zusätzlich halte ich auch Vorträge.

Um dabei Geld zu sammeln?

Eher, um Aufklärungsarbeit zu machen. Wir suchen Partner, die unsere Vision verstehen und die verfolgen, was aus

Sie sind einer Erinnerung hinterhergelaufen.

Es war wie ein Gesicht, das man nicht mehr erkennt, aber die Stimme dazu erkennt man schon. Und man denkt: Irgendwoher müsste ich diese Person doch kennen!

Sie sind 1980 mit zwanzig Jahren nach Deutschland gekommen, erst nach Saar-

Jetzt ist Deutschland viel teurer geworden. Es ist viel wichtiger geworden, schnell eine Arbeit zu finden. Es gibt keine Langzeitstudenten mehr. Null Bock, so etwas kann man sich gar nicht mehr leisten, weil auch die soziale Absicherung nicht mehr so ist wie früher. Junge Leute stehen in Deutschland jetzt unter Stress, sie konkurrieren auch global, weil die Welt so klein geworden ist.

men und Büchern ist es genauso. Die jungen Afrikaner können selbstverständlicher mit ihrer eigenen Identität umgehen. Weil Leute wie ich, die weggegangen und zurückgekommen sind, sich wohler in ihrer eigenen Identität gefühlt haben und anfangen, ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, was man eigentlich an sich selbst hat.

Spüren Sie das auch bei den Kindern in Ihrer Stiftung „Sauti Kuu“?

Leider dringt es zu denen noch nicht durch, ich arbeite ja mit den Ärmsten der Ärmsten. Für diese Kinder ist alles ein Luxus, egal, ob es jetzt Musik aus Kenia oder Amerika oder sonst woher ist. Wenn man nichts zu essen hat oder nicht in die Schule gehen kann, geht es darum Überlebensstrategien zu entwickeln. Worauf wir uns konzentrieren, ist, mit den Jugendlichen am Aufbau ihres Charakters zu arbeiten, damit sie aus eigener Kraft etwas aus ihren Leben machen. Wir sind noch nicht so weit gekommen, einen Vergleich zwischen uns und dem Westen zu machen. Wir hören aber oft: Wir würden so gern einen Austausch machen und die Jugendlichen von „Sauti Kuu“ nach Deutschland oder Amerika schicken. Doch das wollen wir nicht, weil die Verhältnisse, aus denen diese jungen Kenianer kommen, so krass anders sind als das, auf das sie dann im Westen treffen würden. Es könnte sie entmutigen. Die kommen aus dem Slum, wo sie mit ihrer Familie in einem Zimmer aus Blech oder Karton hausen, und landen in Amerika, wo ein Kind in einem riesigen Haus mit vielen Zimmern wohnt.

Andererseits ist der Präsident dieses Kindes Ihr Bruder. Man redet so oft davon, was es bedeutet, dass Barack Obama der erste Schwarze im Weißen Haus ist. Aber er ist auch der erste Präsident, dessen Familiengeschichte die Geschichte einer ganz anderen Welterfahrung ist.

Ja, aber es ist nicht seine Erfahrung, er ist ja Amerikaner. Wir sind seine Geschichte, sein Erbe. Und er weiß das zu schätzen, er weiß, er kann auch über Dinge reden, über die ein anderer Präsident nicht reden kann. Er hat ein anderes Bewusstsein dafür, wie man lebt, was es bedeutet, ein Mensch zu sein aus einem Land des Südens.

Als dieser Süden noch vom Westen kolonisiert wurde, haben die Kolonialherren gesagt: Um etwas zu werden, müsst ihr werden wie wir. Was zu fürchterlichen Problemen geführt hat. Ihr Ansatz bei „Sauti“ Kuu wäre also andersherum zu sagen: Ihr sollt zu dem werden, was schon in euch steckt?

Ja.

Und gleichzeitig verliert der Westen an Anziehungskraft.

Der Westen hat sich immer selbst als großes Vorbild gegeben, aber dann muss er dafür auch einstehen und sich würdig zeigen. Wir arbeiten mit den Jugendlichen daran, dass sie ein eigenes Bewusstsein entwickeln, davon, dass sie existieren, dass sie wichtig sind, dass sie ein Recht auf ein menschenwürdiges Leben haben. Und dazu gehört auch, dass man informiert ist. Und je mehr man weiß, desto weniger wird der Westen zum Vorbild. Der hat seine eigenen Probleme, sehr viele sogar, und manchmal ist er auch ein schlechtes Vorbild, wenn man zum Beispiel an die Umweltverschmutzung denkt. Der Westen muss bescheidener werden. Und ehrlicher, das sage ich immer. Und manchmal bereit sein, draußen vor der Tür zu stehen und nicht reinkommen zu dürfen, weil er nichts zu sagen hat. Und wenn er was zu sagen hat, heißt das noch lange nicht, dass er alles weiß. Entwicklungsarbeit ist immer ein Geschäft, von Philanthropie kann man reden, aber letztendlich geht es darum: Was habe ich davon? Das sage ich auch immer den Jugendlichen.



Sehnsucht nach Saarbrücken: Auma Obama, diese Woche in Berlin

Foto Jens Gyarmaty

ihrem Geld wird. Diese traditionelle Art, Geld zu spenden und dann nicht mehr daran zu denken, bis nach einem Jahr ein Bericht kommt – so wollen wir nicht arbeiten. Wobei wir natürlich gern auch Spenden annehmen. Aber wichtiger ist es für uns, dass die Leute sich persönlich einsetzen und am Ball bleiben. Wir wollen einen Dialog führen zwischen denen, die unsere Projekte vor Ort implementieren, und denen, die uns unterstützen.

Vor Ort, das ist Nairobi?

Ich lebe in Nairobi, ja, aber im Moment sind wir in Siaya, das liegt in der Nähe von Kisumu, einer Stadt im Westen von Kenia, am Victoriasee. Wenn sich zeigt, dass unser Pilotprojekt funktioniert, dann gehen wir mit diesem Modell auch an andere Orte, um weiterzuarbeiten.

brücken, später nach Heidelberg, Berlin, Bayreuth, wo Sie promoviert wurden. Wie hat sich das Land in all den Jahren aus Ihrer Sicht verändert?

Die Arbeitslage hat sich geändert. Das Leben ist nicht mehr so einfach und günstig wie früher. Ich komme aus einem Land, in dem man für alles bezahlen muss. Und ich habe mich als Studentin immer gewundert, dass man in

Früher konnte man sich Zeit nehmen. Jetzt hat man diese Zeit nicht mehr.

In Spanien, Griechenland, Italien, auch in den Vereinigten Staaten sind die Jugendlichen wegen dieses Drucks schon auf die Straße gegangen. Spürt man von außen, wie sich der Westen verändert?

In Europa sind viele Jugendliche arbeitslos, und es muss sehr schwierig sein für sie, damit klarzukommen. Man hat denen ja eigentlich immer gesagt: Uns hier im Westen geht es besser. Bei den Jugendlichen in Kenia, mit denen ich arbeite, würde man ja immer sagen: Das ist Kenia, Dritte Welt, ist doch klar, dass die keine Arbeit finden. Inzwischen ist das aber in Spanien, in Griechenland, in Italien, in England genauso. Als ich hier in

Starke Stimme

Auma Obama, geboren 1960 in Kenia, ist die Schwester von Barack Obama. Die beiden trafen sich zum ersten Mal 1984, zwei Jahre